

Nils Opitz

Die letzten Tage der Eule

Roman



tredition®

www.tredition.de

Copyright © 2013 Nils Opitz

<http://nils-opitz.de>

Umschlaggestaltung:

Marie-Luise Leifheit und Nils Opitz

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

ISBN: 978-3-8495-1437-2

Printed in Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Karte Germanien um 400



Prolog

Die Eule war das Symbol der Göttin Athene. Damit wurde sie im Lauf der Zeit auch zum Symbol für Weisheit und Philosophie der antiken griechischen Kultur.

Untrennbar gehörten die Bibliotheken, die Akademien und Schulen, die es im griechisch geprägten Römischen Reich zu Tausenden gab, zu dieser Menschheitsepoche. Tatsächlich konnten damals die meisten Menschen lesen, schreiben und rechnen.

Die Wissenschaft war in der Antike weitgehend frei und kam auch erstaunlich gut voran. Es wurde beobachtet, experimentiert, berechnet und seziiert.

Die Erde war bereits rund und ihre Größe bestimmt, in der Medizin hatten Männer wie Hippokrates und Galen den Zauberglauben zurückgedrängt. Die Lehrbücher wurden gepflegt, abgeschrieben, kommentiert. Alles dies noch bis weit ins dritte und vierte Jahrhundert nach Christus.

Mythos und Aberglaube erstarkten schon vor der Zeitenwende, aber erst im vierten und fünften Jahrhundert erfolgte ein jäher Zusammenbruch dieser Kultur der Bücher, der Bildung, der Forschung und der Theater.

Innerhalb weniger Jahrzehnte wurde der Analphabetismus zum Normalfall, schriftkundig waren nur noch die Geistlichen der neuen und einzig erlaubten Religion, die fortan die Macht innehatte. Das seit Kaiser Theodosius I. staatlich vorgeschriebene Christentum ging mit einer rigorosen Verdrängung und Verfolgung aller anderen Religionen und Denkrichtungen einher.

Gewiss wurde das Römische Reich durch Völkerwanderung, Kriege und Dekadenz geschwächt. Der Untergang der antiken Kultur jedoch wurde durch Kirchenglocken eingeläutet.

Tempel wurden abgerissen, Bäder und Sportwettkämpfe verboten, Bibliotheken und Akademien geschlossen. An die Stelle von Würde und Freizügigkeit traten Demut und Körperfeindlichkeit.

Die schwerste Bürde für die folgenden tausend Jahre aber war, dass mit dem antiken Schrifttum auch das mühsam angesammelte Wissen einer ganzen Menschheitsepoche ausgelöscht wurde. Wie konnten Millionen Bücher und Pergamente nach vielen Generationen der Mehrung und Pflege so sehr im Nichts versinken? Und warum fanden nur ganz wenige Überbleibsel erst nach vielen Jahrhunderten mit den Kreuzzügen, meist in arabischen Übersetzungen, nach Europa zurück?

Dieses Buch erzählt vom Untergang der Bücher inmitten des Totenkampfes der antiken Kultur.

Und von den Menschen, die das nicht hinnehmen wollten.

Totenstille

Er trieb sein Pferd an, um auf die letzte Anhöhe zu gelangen, hinter der das Rheintal lag. Nach den schlimmen Berichten, die ihn am Vortag erreicht hatten, wollte er nun so schnell wie möglich nach Hause.

Als er die von dünnen Schneeresten und Raureif strahlend weiße Kuppe erreicht hatte und der Blick auf die großen Wiesen zum Fluss hinunter frei wurde, hielt er sein Tier an und erstarrte.

Was er sah, drang nicht in seinen Verstand. Er stöhnte. Er keuchte.

Der Schnee war über große Flächen schwarz und rot von Blut. So weit das Auge sehen konnte, lagen tote Krieger über die Wiesen verstreut, bis hinunter an den Fluss. Auch zu seiner Linken im nahen Wald lag alles voller Leichen. Ein gewaltiger Kampf musste hier stattgefunden haben. Wohin er schaute, eingeschlagene Schädel, verstümmelte Körper, Tod und Stille.

Die Stille war vielleicht das Schlimmste. Welcher Lärm, welches Schreien musste hier gestern noch die Luft erfüllt haben. Jetzt strich nur noch der kalte Wind leise über das weite Feld, nichts regte sich. Nur am Waldrand sah er einige Wölfe zwischen den Toten stehen und hier und da machte sich ein Rabe an einem Leichnam zu schaffen.

Die Schlacht konnte nur einen Tag her sein, dennoch war nirgends ein Verwundeter zu entdecken. Ein dichter Eisnebel, der vom Fluss herauf gekrochen kam, hatte sich als funkelndes weißes Leichentuch auf alle Rüstungen, Gesichter, Waffen und die toten Pferde gelegt wie ein unheimlicher Fluch. Wer verwundet überlebt hatte, musste erfroren sein.

Mit einem Stöhnen ließ er sich von seiner Stute fallen und taumelte, den Zügel schlaff in der Linken, die Straße entlang, zwischen den toten Körpern hindurch und über sie hinweg.

Alle lagen sie hier, die tapferen Burgunden, die Stadtmilizen von Vangiones und die Legionäre Roms. Auch einige tote Hunnen waren darunter. Es brauchte keinen geübten Blick, um zu sehen, wer diese Schlacht verloren hatte. Die toten Burgunden und Sol-

daten aus Vangiones überwogen bei Weitem. Rom hatte abgerechnet.

Pfeile und Schwerter in Körpern, abgebrochene Speere, in einem letzten Jammern verzerrte Gesichter, gebrochene Augen. Dazu eine Menge an Blut, das wegen der Eiskälte noch ganz frisch wirkte und dessen Geruch die Luft erfüllte. Die Beine versagten ihm den Dienst, er stolperte. Er blieb stehen, erbrach sich und sackte weinend zusammen.

Sollte er nach seinem Bruder suchen? Nach seinem Neffen? Nach Friedger? Nach dem König?

Er war sich sicher, er würde sie alle hier finden, doch die vielen tausend Toten in ihrer grauenvollen Eiskruste könnte er unmöglich alle umdrehen und betrachten.

Er wusste, dies war das Ende. Das Ende der Burgunden und ihres stolzen kleinen Reiches. Gewiss war es auch das Ende seiner Heimatstadt, die nur noch eine Stunde von hier entfernt lag.

Er fühlte sich plötzlich schrecklich allein und alt wie ein Greis. Wie jemand, den der Tod vergessen hatte. Schluchzend und strauchelnd durchschritt er das ausgedehnte Schlachtfeld. Zur Linken auf einem kleinen Hügel lagen dicht gedrängt die Offiziere des Königs, mitten unter ihnen auch das vereiste Antlitz ihres Herrschers, König Guntiar.

Eine drückende Angst stieg in ihm auf. Dennoch spürte er, dass nach Hause musste. Und wenn es das Letzte sein sollte, was er in seinem Leben tat.

Die Entdeckung

Es klingelte. Noch im Halbschlaf stand er auf und lief nackt ans Telefon. „Flothmann, hallo?“

„Ralf hier. Nick, gut dass du da bist. Du musst sofort rauskommen, nach Worms. Ich glaube, wir haben da was. Ich fasse es nicht, aber es sieht ziemlich gut aus. Ein großer Hohlraum, aufgemauert. Gleich heute früh ist der Bagger drauf gestoßen, er ist umgekippt, weil die Seitenwand der Grube plötzlich nachgab.“

„Ich komme“, sagte Nikolaus Flothmann nur. „Ich beeile mich.“

Hoffentlich nicht nur ein alter Weinkeller, aus dem Spätmittelalter, voller Ton und Glasscherben, gerade interessant genug, um damit ein paar Praktikanten vom Gymnasium zu beeindrucken, dachte er, während er sich eilig anzog und in die Küche rannte.

Fahrig brühte er sich einen Pulverkaffee auf. Er hasste Instant-Kaffee, aber wenn es schnell gehen musste, war das besser als nichts. Obwohl er vorsichtig an dem heißen Kaffee nippte, verbrannte er sich mit dem ersten Schluck die Zunge. Er fluchte und war ziemlich aufgeregt.

Wenn es wirklich die gesuchte Bibliothek war, dann wäre es eine Sensation, die zu groß war, um sie sich vorzustellen.

Im Zuge einer Grabungskampagne in Bagdad waren Bruchstücke von Pergamenten aufgetaucht, die, zusammen mit anderen Funden, gerade noch vor dem Irak-Krieg aus dem Land geschafft werden konnten. An der Uni Trier hatte man sie gründlich untersucht und die Pergamentstücke entziffert. Auf einem größeren Fetzen war in griechischer Schrift von einer geheimen Bibliothek in Worms die Rede, und dies mit genauer Ortsangabe. Die Übersetzung war so umstritten wie unglaublich.

Er rief Norbert Bäumer an, den Archäologen aus Heidelberg, der alles ins Rollen gebracht hatte.

„Norbert? Habe ich dich geweckt? Ralf rief gerade aus Worms an, sie sind heute früh auf etwas gestoßen, einen großen Hohlraum. Du solltest schnell dazu kommen, aber fahr langsam. Wir warten auf dich, du wirst nichts verpassen.“

Auch Bäumer war sofort wie elektrisiert und versprach, gleich loszufahren. Es hatte drei Jahre Arbeit gekostet, die Wormser zu über-

zeugen, mitten in der Fußgängerzone am Römischen Kaiser, Ecke Kämmererstraße, eine archäologische Grabung durchzuführen. Nikolaus Flothmann, den seine Kollegen nur Nick nannten, und seines Zeichens Leiter des Landesdenkmalamtes in Mainz, hatte sich von ihm überzeugen lassen und schließlich mühsam die Grabungsgenehmigung erkämpft.

Zu Beginn der Grabungen mussten sie den Winzerbrunnen, ein unansehnliches Ding, wie Nick fand, vorsichtig entfernen und hatten ihn dabei auch noch beschädigt. Das Kaufhaus direkt daneben drohte fortwährend mit Schadenersatzklagen wegen ausbleibender Kunden und auch die anderen Kaufleute ringsum lamentierten. Es hatte Drohungen und Beschimpfungen gehagelt und so standen sie zunehmend unter Erfolgsdruck. Nachdem sie jetzt schon seit sechs Wochen erfolglos herumbuddelten und das Loch immer tiefer und größer wurde, wurden die ersten Stimmen laut, diesen Unfug der Archäologen und Historiker abubrechen. Sogar der Oberbürgermeister hatte kalte Füße bekommen und sich vorsorglich wieder von dem Projekt distanziert.

Als Nick nun in seinem alten Renault auf die Autobahn Richtung Worms einbog, dachte er an Schliemann und Troja, an Carter und Tut'anch Amun. Er schaltete das Radio an, um sich mit Wetterbericht und Verkehrshinweis wieder auf den Teppich zu holen.

Worms, die vielleicht älteste Stadt Deutschlands, das Borbetomagus der Kelten und das Vangiones der Römer. Eigentlich der richtige Ort für sensationelle Funde. Er dachte an die Entdeckung von Brandgräbern und Sarkophagen, 1988, vor seiner Zeit beim Landesdenkmalamt. Es war ein herrlicher Fund gewesen, mit reichen Grabbeigaben und Glaskunst erster Güte, wie man sie in diesem Raum sonst nirgends gefunden hatte. Und ihm fiel das Grab der jungen Frau ein, in dem man neben den Gebeinen wundervollen Schmuck aus Gold und Edelsteinen gefunden hatte, von einer Qualität, als wären sie frisch aus der Werkstatt des Goldschmieds. Aber heute war heute und er glaubte eigentlich nicht, dass ihm auch einmal solches Finderglück ereilen würde. Zumal eine Bibliothek und irgendwelche Pergamente und Papyri im nassen Deutschland kaum Aussichten darauf hatten, viele Jahrhunderte zu überdauern, anders als in Ägypten oder Syrien.

Nieselregen, acht Grad, ein typischer, dunkler, feuchter Novembermorgen. Im Osten wurde der Himmel langsam grau.

Sein Kollege Ralf Stockhausen wartete bereits auf der Baustelle und half ihm beim rutschigen Abstieg in die riesige Grube. Sie war über acht Meter tief. Nick stockte und erstarrte einen Moment, als er im fahlen Morgenlicht hinter dem kleinen umgestürzten Bagger das Loch erblickte. Es war gerade so groß, dass man sich hätte hineinzwängen können. Es lag sehr tief, etwa sieben Meter unter dem Bodenhorizont. Das konnte kein verschütteter Vorkriegskeller sein. Seine Neugierde wuchs und er spürte, wie die kleinen Haare auf seinem Rücken zu kribbeln begannen. Ralf redete die ganze Zeit leicht überdreht auf ihn ein und zeigte ihm seine Karte.

„160 römische Gradi von der Westmauer entfernt und 290 Gradi vom südlichen Stadttor, genau wie in den Papyri beschrieben. Und nur zwanzig Gradi, also etwa 15 Meter neben der Hauptstraße, die unter der Kämmererstraße verlief. Es würde passen.“

Er hatte einen Stadtplan dabei, in dem bisherige Funde und Grundrisse des antiken Worms eingezeichnet waren. Als sie vor dem Loch standen, waren ihre Schuhe und Hosen schon völlig vom Lehm verschmiert.

Drei Arbeiter standen neugierig wartend und rauchend ein paar Meter hinter ihnen und hofften, Zeugen irgendeiner Entdeckung zu werden. Man hatte schon um sieben mit der Arbeit begonnen, und gleich in den ersten Minuten war es passiert. Bei dem Schreck über das auftauchende Loch und den plötzlich nicht mehr vorhandenen Widerstand hatte der Baggerführer überreagiert und der Minibagger war auf dem rutschigen und schrägen Untergrund einfach umgekippt, dem Fahrer war zum Glück nichts passiert.

Das Loch maß etwa fünfzig Zentimeter an der breitesten Stelle und knapp sechzig in der Höhe. Einige Steine am Rand waren jedoch sehr locker. Es war ganz offensichtlich Mauerwerk. Ralf und Nick sahen sofort, dass es alt war. Sehr alt. Nicht in den letzten hundert Jahren aufgemauert. Auch nicht in den letzten fünfhundert.

Ralf zückte seine riesige Taschenlampe, so eine, wie sie auch die Polizisten haben, und knipste sie an, als wäre es ein ritueller Akt.

„Du bist der Chef, Nick. Ich leuchte dir und du kriechst zuerst rein? Einverstanden?“

Nick sagte nichts, er starrte gebannt auf die Mauersteine und war so gespannt wie nie zuvor in seinem Leben. Er spürte, dass er hier etwas ganz Besonderes finden würde.

Ganz vorsichtig entfernte er drei weitere Steine am unteren Rand, der Baggeranriss hatte sie bereits gelockert. Ralf leuchtete in die tiefschwarze Öffnung. Man konnte erst fast nichts sehen, nur, dass der Boden etwa zwei Meter tiefer lag als die Öffnung. Die Schwärze des Raumes schluckte jedes Licht. Er beugte sich weit in die Öffnung hinein und Ralf reichte ihm die Stablampe über die Schulter an. Nick leuchtete in das schwarze Loch. Sein Atem stockte, er gab komische Laute von sich, die Ralf nicht deuten konnte. Es war eine merkwürdige Mischung aus Stöhnen und Rufen. Nicks Augen verschlangen, was sie sahen. Alles in ihm wollte kreischen vor Freude, denn was er sah, war in jedem Falle etwas sehr Besonderes, etwas ganz gewiss Großartiges, auch wenn er es eigentlich gar nicht zu deuten wusste.

Es war eindeutig sehr alt und ganz sicher ein antiker Fund. Er schaute von oben nach unten, von links nach rechts. Aber konnte das die in den Papyri aus Bagdad versprochene Bibliothek sein? Es sah eher aus wie eine Grabkammer, schlichte Sarkophage standen an beiden Seiten. Aber nichts erinnerte an eine Bibliothek.

Der Raum maß, soweit er das sehen konnte, etwa sechs mal sieben Meter, war in der Mitte gut zwei Meter hoch und wurde von vier Säulen gestützt. An den niedrigeren Seitenwänden standen die Sarkophage, sie waren aus Stein und in gutem Zustand. Nick spürte, dass seine Hände ganz feucht wurden und er griff fester um die schwere Lampe, die ihm wegzurutschen drohte. Dieser Raum hatte ein Geheimnis, dass es zu lüften galt. Wer lag in diesen Truhen? Und was lag daneben und darauf herum? Es sah unordentlich aus.

Nach einer Ewigkeit, die Zeit schien stehen geblieben zu sein, riss er sich von dem Anblick los, schob sich zurück und drehte sich langsam zu Ralf um. Der sah ihn erwartungsvoll an. Doch statt einer Erklärung umarmte Nick seinen Kollegen nur ganz fest und lachte und lachte.

„Oh je, Ralf, oh je“, dabei zog er Grimassen. Er stand auf und hüpfte auf der Stelle wie ein Kind.

„Keine Tonscherben. Keine Toten von 1890. Das ist was Richtiges, Ralf, etwas Richtiges, eine Entdeckung! Aber ich habe keine Ahnung, was es ist.“

Ralf Stockhausens Ungeduld schlug in Überraschung um, so kannte er seinen Chef nicht. Nick war Mitte fünfzig, die fleischgewordene Desillusionierung, Zyniker, ironischer Feingeist, aber nie hatte er ihn begeistert und glücklich wie ein Kind erlebt.

Die Arbeiter hinter ihnen klatschen verlegen Beifall, als sie sahen, dass die zwei Wissenschaftler da ganz offenbar etwas Tolles entdeckt hatten.

„Schnell jetzt, ruf gleich das Landesamt an, wir brauchen die ganze Ausrüstung, das Regenschutzzelt, die Lampen, das Werkzeug. Maria soll das alles schnell herschaffen, mit dem Transporter.“ Nachdem auch Ralf einen langen Blick in das Gewölbe geworfen hatte, lief er wortlos und wie auf Watte zum Wagen, um die Anrufe zu erledigen.

Eine halbe Stunde später, Nick und Ralf hatten in dem feinen Regen an dem Loch, das in eine andere Welt führte, ausgeharrt, war auch Norbert Bäumer zu ihnen gestoßen. Kurz nach ihm traf Maria vom Landesamt mit dem Transporter und der Ausrüstung ein. Ralf hatte einige weitere Steine entfernt und so konnten sie nun vorsichtig eine kleine Aluminiumleiter in den Raum hinab lassen, Nick setzte sich Atemmaske und Stirnbandlampe auf, zog die Baumwollhandschuhe an und stieg vorsichtig rückwärts in den Raum hinunter. Bäumer reichte ihm zwei weitere dicke Lampen und den schweren Fotokoffer nach. Nick stellte sie ganz vorsichtig ab, nahm eine der beiden hellen Lampen, und ging langsam, fast andächtig, in den Raum hinein. Ralf folgte ihm in der gleichen Montur und ließ sich von Norbert Bäumer die Kamera anreichen.

Bei solchen alten Gräbern und Räumen bestand immer die Gefahr der Verseuchung mit Sporen des Gelben Schimmels. Die Aflatoxine gehörten zu den gefährlichsten natürlichen Giften und zeichneten schon für den so genannten Fluch der Pharaonengräber verantwortlich. Nur gute Schutzmasken oder tagelanges Lüften boten Schutz vor ihnen.

Ganz vorsichtig und durch die Masken schnaufend gingen sie durch das Gewölbe. Rechts und links standen, Ehrfurcht gebietend, die schlichten Sarkophage, aber anders als in einem unberührten Grab, standen überall darauf und dazwischen Kisten, Flaschen, Krüge und Gefäße.

Jetzt konnte man sehen, dass sich an der hinteren Ecke ein weiterer Raum anschloss, dieser war kleiner, lang und schmal, und in ihm standen viele fast zerfallene Gegenstände, vielleicht Möbel. Nick er-

schrak kurz, an der linken Wand lag ein Leichnam, ein Skelett mit schwarzbraunen Stoffresten bekleidet. Der Tote lag dort sehr friedlich, irgendwie, als hätte er sich zum Schlafen hingelegt und als wäre dies sein selbstverständlicher Platz. Zahlreiche Gegenstände lagen und standen um ihn herum, Öllampen, Teller, außerdem ein völlig verrostetes Langschwert, das noch immer beeindruckend aussah. Um den Hals trug er eine gut erhaltene Kette, an der eine kleine, vielleicht goldene Eule und ein Ring hingen. Bei ihm lagen einige verschlossene Glasflaschen.

Kein Zweifel, dies war antiken, wahrscheinlich spätantiken Ursprungs. Davon zeugten die Öllampen, von denen ein halbes Dutzend um den Toten herum stand. Eine Wand bestand aus vermoderten, bronzebeschlagenen Holzbalken, Griffe auf ihr deuteten an, dass dahinter womöglich noch mehr Räume lagen. Als sie auf den Türbogen zwischen den zwei Räumen leuchteten, konnten sie keltische Runen erkennen, doch alles andere hier wirkte römisch, spätrömisch.

Ralf, der Nick sonst meist zu viel redete, hatte es die Sprache verschlagen, er schaute sich konzentriert um, atmete schwer und pfiff unter seiner Maske ohne Unterlass durch die Zähne.

„Was ist das nur, Nick. Eine komische Gruft? Wo soll hier eine Bibliothek sein?“

Nick antwortete nicht und steuerte wieder in den ersten Raum und auf die Sarkophage zu. Es waren zehn und Nick musterte sie genau. Sie waren völlig schlicht und ohne jede Verzierung oder Beschriftung. Die dicken Steindeckel schienen lose aufzuliegen. Nachdem Ralf eine ganze Reihe von Fotos gemacht hatte, stieß Nick ihn an. Seine Neugier war zu groß, er wollte es sofort wissen.

„Fass mal an, aber vorsichtig!“

Gemeinsam schoben sie den schweren Deckel der ersten Truhe, auf der nichts lag oder stand, Stück für Stück zur Seite. Eine krümelige, dunkle Substanz befand sich zwischen Deckel und Truhe, eine Dichtung, dachte Nick. Dann beugten sie sich über den halb geöffneten Sarkophag wie zwei Chirurgen am OP-Tisch über einen aufgeschnittenen Brustkorb und leuchteten mit zitternden Händen hinein.

Flaschen, lauter Flaschen, vor allem aber merkwürdige Glasgefäße, die mit Deckeln verschlossen waren, wie große, eckige Einmachgläser. Das Glas war grünlich und fast undurchsichtig. Die ganze Kiste voll. Obenauf lagen auch einige Folianten, sie waren zwischen Lederdeckeln oder Holzplatten gebunden. Sie fassten nichts an, starr-

ten nur angestrengt und ungläubig hinein. Augenscheinlich waren die Bücher relativ gut erhalten, aber so dunkel, dass man außen darauf nichts entziffern konnte. Gewiss hätte jedes Anfassen das Papier zerstört.

(...)

1. Eule und Schwert

Hart schlugen Pferdehufe auf das Straßenpflaster direkt unter seinem Fenster und weckten ihn. Noch leicht benommen sprang er aus dem Bett, zog sich seine Schuhe an und schnallte den Gürtel um die Tunika. Während er die Treppe in die Küche hinunterlief, fuhr er sich mit den Fingern durch das Haar, denn den Kamm hatte er wieder einmal verlegt.

Es sollte ein spannender Tag werden. Heute würde er seinen Lehrer kennen lernen, einen für höhere Bildung. Zwar hatte Quintus die Schule, die er nun schon seit zwei Jahren hinter sich hatte, wenig Freude gemacht, wie allen Kindern. Doch im Lesen und Schreiben war er sehr gut und er las leidenschaftlich gerne alles, was ihm an Schriften in die Hände fiel. Und weil er ebenso klug wie wissbegierig war, hatten seine Eltern beschlossen, ihm einen Lehrer alter Schule angedeihen zu lassen.

Meist lehrten sie Rhetorik, Grammatik und Geschichte, damit konnte man Verwaltungsbeamter werden. Sich nur, wie sein älterer Bruder Aennius, um das Gasthaus und um die Pferde der Gäste zu kümmern, war für Quintus zu wenig Herausforderung.

Nun stand so gut wie fest: Wenn der Lehrer einwilligte, hatte er an drei Vormittagen in der Woche Unterricht bei ihm, was nicht ganz billig war. Doch das Gasthaus „Zum Bären“ lief seit Jahren gut und Titus und Chara, seine Eltern, waren keine armen Leute.

Aus der Küche duftete es nach frischem Brot, seine Mutter saß am großen Tisch der Familie und wartete schon auf ihn. Sie hatte bereits einige Gäste verabschieden müssen, die in aller Frühe in Richtung Treveris aufgebrochen waren. Der Winter wich gerade den ersten zaghaften Frühlingstagen.

Helga, die füllige Fränkin mit zahllosen Lachfalten um die Augen, holte die Brotfladen aus dem Ofen, und für Quintus stand ein großer Krug warmer Milch auf dem Tisch.

Titus, sein Vater, war seit Wochen in Gallien unterwegs, auf einer seiner vielen Einkaufsreisen. Um ihren Ruf zu bewahren, das beste Gasthaus der Stadt zu sein, musste er immer wieder weit nach Süden und Westen reisen, um besondere Gewürze und Kräuter, besten Wein aus sonnigeren Gefilden oder auch edles Olivenöl und Würzpasten einzukaufen. Sogar Zimt und Pfeffer waren an ihren Speisen und so lockten sie zahlungskräftige Gäste aus nah und fern.

Seine Mutter Chara war die Tochter eines römischen Offiziers griechischer Abstammung, sie sprach Lateinisch und Griechisch. Sie war es auch, die durchgesetzt hatte, dass Quintus nun einen Lehrer bekam. Sein Vater hätte ihn lieber auf seine Reisen mitgenommen, damit er die Welt kennen lernen konnte, um eines Tages in seine Fußstapfen zu treten.

Titus selbst war Römer von Geburt, doch hatte er eine fränkische Mutter gehabt. Nach dem Militärdienst hatte er mit der Abfindung und seinem Anteil aus einer befohlenen Plünderung das Gasthaus in Vangiones gekauft, das damals ziemlich heruntergewirtschaftet und in keinem guten Zustand war.

So war Quintus ein echtes Kind des römischen Reiches, in seinen Adern floss griechisches, römisches und germanisches Blut. Und weil sein Vater fast so gut Germanisch wie Lateinisch sprach, dazu ein wenig Griechisch, konnte man im Bären mit Gästen aus der Ferne gut umgehen. Das hatte sich herumgesprochen und wer von südlich der Alpen kam und bis hinauf nach Colonia Agrippina, Ulpia Traiana oder Treveris musste, der machte hier eine Nacht Halt.

Doch das Gasthaus war auch ein wahres Nachrichtenzentrum. Nicht selten wusste man hier die großen Neuigkeiten aus Rom oder anderen Teilen der Welt eher als in der Präfektur.

Quintus trank seine Milch und sah in Gedanken versunken mit einem weißen Sahnebart Helga bei der Arbeit zu. Sein um zwei Jahre älterer Bruder arbeitete bereits im Stall.

Chara war mindestens so aufgeregt und neugierig wie ihr Sohn. Viele Gäste und sogar den Präfekten hatten sie um Rat befragt, wen man als Lehrer nehmen könne. Schließlich hatte ein reisender Arzt aus Confluentes ihnen Demosthenes empfohlen, der in Mogontiacum lebte, wo er einige Schüler hatte, aber nicht dort bleiben wollte. Er sollte ein richtiger griechischer Philosoph sein, nicht so ein Straßenlehrer, der die Kinder freudlos in Schreiben und Geometrie drillte. Chara, die stolz war, eine Griechin zu sein, fand die Vorstellung erhebend, einen solchen Mann als Hauslehrer in den Bären zu holen.

„Kämme dein Haar ordentlich, Junge. Dein Lehrer kann jederzeit hier sein. Er schrieb, er käme noch am Vormittag.“

Für Quintus, der fünfzehn Jahre alt war, würde im Frühjahr die Militärschulung beginnen, die vor allem aus Sport und Kampfübungen an verschiedenen Waffen bestand. Chara wusste, dass er sich nichts daraus machte, er war eher ein Kopfmensch und auch kein Raufbold. Bestenfalls würde er die Übungen als notwendiges Übel akzeptieren. Ein anspruchsvoller Unterricht würde ihm Ziele geben. Dann würden die Kampfübungen zur Nebensache und ihn weniger belasten, dachte sie.

Nachdem er die Milch getrunken und sich die Haare ordentlich gekämmt hatte, zog er den Mantel über und lief auf die Hauptstraße hinaus, um zum nördlichen Stadttor zu schlendern. Vielleicht würde er diesem Demosthenes begegnen. Er war sich nicht sicher, ob er ihn auch erkennen würde. Wie sah ein griechischer Philosoph aus? Gewiss hatte er einen Bart, und wahrscheinlich war er nicht mehr der Jüngste. Weiter gingen seine Vorstellungen nicht.

Es war kalt, in der Frühe hatte noch dicker Raureif auf allen Dächern gelegen. So war es trotz der weißen Sonnenstrahlen zwischen den Häusern noch bitterkalt. Nach einer Weile des Wartens stapfte er missmutig und verfroren zurück nach Hause, lief hinauf auf sein Zimmer und legte sich auf sein Bett.

„Quintus, dein Lehrer ist da, komm runter!“ hörte er endlich Aennius rufen. Er flog die Treppe regelrecht hinunter, sein Bruder stand in der Gaststube und zeigte auf das kleine Nebenzimmer. Quintus ging hinein und blieb bei der Tür stehen.

Am Tisch vorm Fenster saß ein grauhaariger und sehr hagerer Mann über einen Teller gebeugt. Er löffelte seine Suppe und in seinem Bart hingen ein paar Brotkrümel. In der Linken hielt er eine Kaninchenkeule mit Garum, offenbar hatte Chara ihn sogleich gut versorgt. Quintus überlegte einen Moment, ob er enttäuscht sein sollte.

„Salve, junger Mann. Du bist also Quintus Aurelius, der Wissensdurstige?“ Dabei sah er ihn milde lächelnd und doch auch so bohrend an, dass Quintus rot wurde bis an den Haaransatz.

„Setze dich doch her zu mir. Ich bin fast fertig mit dem Essen. Es ist wunderbar. Deine Mutter ist eine gute Köchin.“

Verlegen setzte er sich zu dem Alten an den Tisch.

„Mein Name ist Demosthenes. Ich stamme aus Syrakus. Vielleicht hat man dir das schon gesagt. Ich unterrichte Rhetorik, Grammatik, Geometrie, Griechisch, Astronomie, ein klein wenig Medizin und Philosophie, ganz wie der Schüler es wünscht und vermag.

Aber du solltest mir vielleicht zu Beginn ein wenig von dir erzählen. Was du schon alles weißt, was du lernen möchtest und was du erwartest. Sofern du nicht stumm bist.“

Der alte Grieche lächelte wieder und schob den leeren Teller zur Seite. Quintus aber hustete, es war ihm peinlich, wie er sich benahm.

„Entschuldigt. Ich bin etwas aufgeregt. Ich habe mir immer gewünscht, solche Dinge zu lernen. Ich weiß auch schon sehr viel.“

„So? Erzähle.“

Nicht ohne Stolz zählte Quintus auf, dass er gut lesen und schreiben konnte, das griechische Alphabet beherrschte,

Germanisch sprach, Dreiecke und Kreise berechnen konnte, die Sternbilder kannte und alle Götter aufzuzählen wusste. Gespannt sah er den Alten an.

Der kralte sich den Bart. „Nun, das ist doch ein ganz brauchbares Fundament. Wir wollen sehen, was wir daraus machen können.“

Lange betrachtete Demosthenes den Jungen, als wolle er sein Gewicht taxieren.

„Dich soll ich also in das Reich der Eulen führen“, murmelte er.

„Zu den Eulen?“ Quintus war irritiert.

„Ja, zu den Eulen. Sie sind das Symbol der Weisheit, der Wissenschaft und der Philosophie. Weißt du, so wie die Christen den Fisch und die Taube haben. Das Reich der Eulen, das sind die Bibliotheken, die Akademien und Schulen, in denen das Wissen gemehrt und weitergegeben wird. Ein kleines Stückchen von diesem Reich können wir in dieses schlichte Zimmer holen, wir zwei. Wenn du es willst.“

Quintus war beeindruckt, eine ganze und fremde Welt schien sich vor ihm zu öffnen.

„Aber erzähl mir, was du von mir wissen und lernen willst, junger Mann“, fuhr Demosthenes fort, dabei sah er ihn warmherzig, aber auch sehr wach an.

Quintus wurde wieder etwas verlegen: „Meine Mutter hat mir erzählt, Ihr würdet mir beibringen, was die Alten wussten. Sie sagt immer, hier im Norden würden wir alle allmählich verblöden und dass die ganze Welt langsam immer dümmer wird. Dass die Alten wussten, warum man eine bestimmte Krankheit hat, was in unserem Körper ist, wie das Wetter wird, wann und warum sich manchmal der Mond oder sogar die Sonne verdunkelt. Sogar, dass die Luft, die wir atmen, nicht Nichts ist.“ Er stockte kurz: „Und warum wir überhaupt da sind“, dann hustete er und wurde wieder etwas rot.

Demosthenes aber lächelte. „Du hast eine kluge Mutter, mein Junge. Wenn du solche Dinge wissen willst, dann wer-

den wir vielleicht viele Stunden Freude miteinander haben, denn ich habe mich nun fast vierzig Jahre mit solchen Fragen beschäftigt. Einiges über die Welt habe ich in meinen wenigen Büchern, vieles aber auch hier oben“, dabei tippte er sich an die Stirn.

„Wir werden gleich zu Beginn mit der griechischen Sprache anfangen. Wenn du ihr Alphabet schon ein wenig kennst, umso besser. Aber du musst sie lesen und schreiben können, denn sehr viele wichtige Bücher gibt es nur in Griechisch. Außerdem ist die Sprache reicher, genauer und, verzeihe mir, schöner als das Lateinische.

Ein bisschen über Anatomie und Medizin kann ich dir sicher auch beibringen, doch das ist nicht meine größte Stärke. Aber ich werde dich zu den Gestirnen und Sphären entführen, zu ihren Bahnen und in die Weite des Kosmos. Und, vielleicht das Wichtigste, will ich dich auch lehren: die Philosophie vom richtigen Leben. Nicht Haarspaltereien und Wortklaubereien, sondern die Philosophie, die man braucht, um im Leben bestehen zu können.

Ein wenig Rhetorik und Grammatik können wir gerne üben, auch wenn das eher für Aufschneider und Schwätzer wichtig ist. Aber es kann dir nützen, wenn du einmal in einer Verwaltung arbeitest.“ Bei diesen Worten glaubte Quintus einen verächtlichen Unterton herauszuhören.

„Doch nun noch zu mir: Da gibt es nicht viel zu sagen. Ich habe in Syrakus und Athen auf den Schulen gelernt, ich bin viel in der Welt herumgekommen, war lange in Rom, lange in Hispanien und kam schließlich über Gallien hier in den Norden. Ich bin nicht mehr der Jüngste, wie du an meinem grauen Bart ablesen kannst, und ich möchte vielleicht hier bleiben. Ich bleibe, wenn ich einen Schüler gefunden habe, der es wert ist. Und wenn ich in einer freundlichen Stadt bin, in der man mich in Ruhe lässt. Und ein Letztes: Ich spreche nicht gern über meine Vergangenheit. Halte dich mit Fragen darüber bitte zurück, dann werden wir gut miteinander auskommen.“

Quintus hatte aufmerksam zugehört, immer wieder genickt und am Ende verblüfft geschaut, als der Alte ihn so geheimnisvoll von seiner Vergangenheit ausschloss.

„Wann fangen wir an?“ fragte er voller Eifer.

„Nun, am besten, jetzt“, lächelte der Grieche. „Sobald du Tinte und Papyrus bereit hast, oder eine Wachstafel und einen Griffel“, fügte er hinzu und Quintus hastete auf sein Zimmer, um beides zu holen.

In den folgenden Wochen saßen sie regelmäßig vormittags in der Stube und er kritzelte griechische Worte, las aus griechischen Büchern und musste Vokabeln hinsagen. Das Lernen fiel ihm nicht schwer und der Alte hatte Freude an ihm.

Noch im gleichen Frühjahr, Quintus wurde im fünften Monat sechzehn, begannen auch seine Pflichtübungen bei der Stadtmiliz.

(...)

